

STREIT

Was man noch sagen darf

Ist das Wort »Dschungel« rassistisch?

Zu Jahresbeginn hat ZEIT-Autor Harald Martenstein eine Kolumne über das Buch der Rassismuskritikerin Susan Arndt geschrieben – und sich beklagt: Sie versuche, die Verwendung vieler Begriffe zu tabuisieren. Nun streiten die beiden miteinander

DIE ZEIT: Frau Arndt, Harald Martenstein hat im Februar eine ZEITmagazin-Kolumne geschrieben über »Wörter, die man angeblich nicht mehr aussprechen sollte«. Darin kritisiert er Ihr Buch *Rassismus begreifen*, in dem Sie Begriffe auflisten, die Sie nicht verwenden, weil sie rassistisch oder sexistisch konnotiert seien. Sie haben uns danach geschrieben, dass Sie sich geärgert haben. Warum?

Susan Arndt: Herr Martenstein attackiert in der Kolumne mein Buch, gibt aber zu, es gar nicht gelesen zu haben, sondern nur eine Rezension darüber. Damit steht sein Text charakteristisch dafür, wie wir in unserer Gesellschaft über Rassismus, Sexismus und Diskriminierung sprechen: Es gilt nicht als Makel, sich uninformativ zu zeigen. Wir diskutieren immer noch das Ob: Sollen wir überhaupt über Rassismus reden? Das hat zur Folge, dass jene, die diese Debatte nicht wollen, den Diskurs diskreditieren – ohne sich mit den Sachargumenten auseinanderzusetzen.

Harald Martenstein: Ich will keinen Diskurs diskreditieren, ich interessiere mich für Sprache. Sie ist das Werkzeug, mit dem ich arbeite. Das Buch von Frau Arndt aber, das ich inzwischen Wort für Wort studiert habe – und ich entschuldige mich dafür, es vorher nicht getan zu haben –, ist über weite Strecken unlesbar. Die Hegel-Lektüre während meines Studiums war leichte Kost dagegen. Viele Begriffe kommen darin nämlich nur als Abkürzungen vor. Wörter, die Frau Arndt nicht verwenden möchte, die sie aber für ihre Argumentation braucht.

ZEIT: Sie beklagen, dass Frau Arndt statt von »Indianern« vom »I-Wort« schreibt, statt »Häuptlinge« vom »Hä-Wort«. Im Buch werden Wörter wie Dschungel, Jude oder Entwicklungsland abgekürzt. **Martenstein:** Da entsteht, weil Frau Arndt ja auch konsequent gendert, ein Gewitter an Abkürzungen und Sternchen. Diese Art des Schreibens oder gar Redens hat keine Zukunft. Sprache muss benutzbar sein. Das Einfache, Klare setzt sich im Zweifelsfall fast immer durch, es sei denn, die Obrigkeit zwingt einen zu Verrenkungen.

Arndt: Ja, Sprache ist ein Werkzeug. Aber sie bildet nicht einfach ab, wer wir sind, sondern prägt, wer wir sind und sein wollen. Gerade aus Ehrfurcht vor der Sprache will ich so sprechen, dass Rassismus oder Sexismus nicht reproduziert, sondern widerprochen wird. Ich benutze den Gender-Stern, um abzubilden, dass es mehr als zwei Geschlechter gibt. Rassistische Begriffe schreibe ich im Buch zunächst aus – und zwar durchgestrichen. Erst danach kürze ich sie ab. Für diese Abkürzungen gibt es ein Glossar und eine Begründung. Der Bruch mit der rassistischen Sprechtradition ist mir wichtig.

ZEIT: Die Abkürzung »N-Wort« hat sich weitgehend durchgesetzt. Doch wieso sollte man aus Ihrer Sicht nicht »Jude« oder »Entwicklungsland« sagen?

Arndt: Natürlich unterscheiden sich die genannten Wörter. Das N-Wort steht für die Gewalt der europäischen Versklavung von Afrikaner*innen. In »Entwicklungsland« steckt der Gedanke, allein Weiße seien fähig zu Vernunft und Fortschritt und dazu bestimmt, alle anderen »entwickeln« zu müssen. Das Wort »Jude« ist eine Eigenbezeichnung und so gesehen nicht rassistisch. Ich kürze es nur in jenen Passagen ab, in denen ich es aus Originaltexten zitiere, die etwa zu Beginn des 20. Jahrhunderts und im Nationalsozialismus entstanden – weil es dort in einem antisemitischen Kontext steht. Natürlich sollten wir den Begriff im Alltag verteidigen gegen nationalsozialistische oder aktuellere antisemitische Aneignungen. Wir können auch von Jüdinnen und Juden sprechen oder von jüdischen Menschen.

Martenstein: Ich ärgere mich, wenn ich die Formulierung »jüdische Menschen« oder »schwarze Menschen« lese. Dass sie Menschen sind, versteht sich von selbst.

Arndt: Aber Antisemitismus und Rassismus gegenüber Schwarzen sprechen jüdischen oder Schwarzen Menschen ja gerade das vollwertige Menschsein ab. Sie delegitimieren deren Religionen, Sprachen oder ökonomische Strukturen.

Martenstein: Ihre Grundthese lautet, dass wir in einer strukturell rassistischen Gesellschaft leben. Sie weisen Weißen grundsätzlich Rassismus zu. Damit sortieren Sie Menschen. Das mag ich nicht. Es ist ein binäres Weltbild: Schwarz ist gut, Weiß böse. Mein Hauptvorwurf: Sie drehen den Spieß des Rassismus einfach um. Und das drückt sich auch in »weiß« für weiße Menschen schreiben Sie klein und kursiv, »Schwarz« schreiben Sie mit großem S. Das hat etwas Liturgisches. Früher haben religiöse Menschen Gott mit zwei großen Buchstaben geschrieben: GOtt. Ich glaube nicht, dass man das Übel des Rassismus durch Umbenennung und sprachliche Veränderung aus der Welt schafft.

Arndt: Nicht ich bin die Erfinderin der Schwarz-Weiß-Antithese. Das haben die Architekt*innen des Rassismus fabriziert. Europa begann im

15. Jahrhundert, weite Teile der Welt zu kolonialisieren, Genozide zu begehen und Menschen zu versklaven. Um die Gewalt und Entrechtung zu legitimieren, erfand man »Rassen«. »Hautfarbe« wurde zur entscheidenden Kategorie des Rassismus. Im Kern ging es um die fatale Botschaft, dass Weiße als Spitze der Schöpfung und »Kultur« allen überlegen seien. Nach dem Motto: Wir sind die Zivilisierten! Die anderen haben weniger Rechte auf Ressourcen, Länder und letztlich das eigene Leben! Rassismus wirkt fort – als weiße Vorherrschaft, die Weiße bis heute mit Macht und Privilegien ausstattet. Wenn ich darüber spreche, sage ich nicht: Sie, Herr Martenstein, sind Rassist. Ich sage, wir sind rassistisch sozialisiert. Es geht nicht um Schuldzuweisung, sondern darum, Verantwortung zu übernehmen. Sprache ist da eine wichtige Baustelle.

Martenstein: Sie sagen, Weißsein sei grundsätzlich mit Privilegien verbunden. Das klingt nach Erbsünde. Wollen Sie einem weißen Obdachlosen sagen, dass er gegenüber einem schwarzen Multimillionär in Beverly Hills privilegiert ist?

Arndt: Sie vergleichen einen weißen Obdachlosen mit einem schwarzen Multimillionär. Sie sollten eher einen weißen Obdachlosen und einen Obdachlosen of Color in Berlin miteinander vergleichen.

ZEIT: Gibt es denn keine Weißen, die nicht rassistisch sind, Frau Arndt?

Arndt: Weißsein ist nicht einfach ein Merkmal, sondern eine Machtposition. Das muss benannt werden. Daher

spricht man, um diskriminierte Positionen zu benennen, von People of Color. In Deutschland etablierten sich auch »Schwarz« oder »Schwarze Deutsche« als Widerstandsbezeichnungen der diskriminierten Community.

Martenstein: Vieles von dem, was Sie Weißen zuschreiben, sind allgemeine menschliche Verhaltensweisen. Sie wurden nicht von Weißen erfunden und sind nicht auf sie beschränkt. Starke Länder überwältigen schwache, das ist eine historische Konstante. Arabische Sklavenhändler haben die Nordküste des Mittelmeers besegelt und weiße Sklaven genommen. Japan war Kolonialmacht. Über die Größenordnung der Kolonialverbrechen sind wir uns einig, aber sie folgt in Europa vor allem daraus, dass dieser Kontinent unglaublich mächtig war: ökonomisch, militärisch. Die Ideen von Menschenrechten und Aufklärung sind im Wesentlichen ebenfalls aus Europa gekommen, also von Weißen. In Ihrem Buch gibt es eine Stelle, an der ich wütend geworden bin.

Arndt: Welche?

Martenstein: Dort stellen Sie in einer Auflistung schlimmer Rassisten den KZ-Mörder Mengele neben den Philosophen Kant. Kant hat sich rassistisch geäußert, wie das in seiner Zeit leider üblich war, Mengele war ein bestialischer Mörder. Da verrutschen Ihnen die Kriterien, das nenne ich Ideologie. Ideologie ist auch, wenn Sie als Beispiel für Rassismus nennen, dass Edeka japanische Lebensmittel mit dem Bild einer Japanerin bewirbt. Ja, soll man einen Bayern in Lederhose nehmen? Mit diesen läppischen Beispielen versuchen Sie, die Allgegenwart des Rassismus zu belegen, konstruieren aber eine Realität, die es in dieser Radikalität nicht gibt.

Arndt: Ich werfe Kant und Mengele nicht in einen Topf. Ich zeichne die Geschichte des Rassismus nach. In dieser gibt es auch Kontinuitäten vom Kolonialismus über den Nationalsozialismus bis in die Gegenwart. Dabei spielte die Aufklärung eine entscheidende Rolle, die ihre Idee von Menschenrechten maßgeblich auf weiße Männer reduzierte. Kant führte den Begriff der »Rasse« im deutschsprachigen Raum ein. Er sprach sich dafür aus, Schwarze zu versklaven. Herr Martenstein, Sie sagen, Stärkere hätten immer die Schwächeren dominiert. Das ist richtig, und doch irritiert mich, dass da mitschwingt, nicht über den europäischen Kolonialismus sprechen zu wollen. Dabei sprechen wir über Millionen versklavte Menschen, koloniale Genozide. Sie haben den Begriff der Erbsünde benutzt. Ja, es ist ein Erbe. Ja, es war eine Sünde.

ZEIT: Frau Arndt, können Sie die Irritation eines Lesers, der sich nicht täglich mit Ihren Diskursen beschäftigt, nachvollziehen? Darüber, dass Sie ein Wort wie »Dschungel« oder »Häuptling« nicht verwenden?

Arndt: Ja, klar. Es geht es mir darum, die Debatte nachvollziehbar zu gestalten. Sprache ist dynamisch. Wörter werden aufgegeben, andere geprägt. Mit dem Wort »boostern« waren die Deutschen innerhalb einer Woche vertraut. Damit, diskriminierende Sprache zu überwinden, stehen wir erst am Anfang. »Häuptling« ist eine koloniale Wortschöpfung. »Dschungel« bedient die Agenda, Kolonisierte als »Natur« ohne »Kultur« zu setzen.

ZEIT: Ist jemand, der will, dass seine Apotheke weiter Mohren-Apotheke heißt, schon Rassist?

Arndt: Wer das M-Wort benutzt, spricht ein rassistisches Wort aus und hält es dadurch am Leben. Das macht diese Person zumindest mitverantwortlich für das Überleben von Rassismus.

Martenstein: Zur Herkunft des Wortes Mohr gibt es unterschiedliche Theorien. Möglicherweise kommt es vom heiligen Mauritius, einem schwarzen Heiligen. Grundsätzlich: Ich finde, es muss offene Debatten geben in einem freien Land. Man muss Leuten jederzeit widersprechen können, aber man darf sie nicht als Menschen abwerten.

Arndt: Offene Debatten finde ich auch wichtig. Rassismus aber ist nicht einfach eine Meinung. Der heilige Mauritius macht eine rassistische Wortgeschichte nicht ungeschehen.

ZEIT: Leben wir in etwas übersensiblen Zeiten?

Arndt: Es geht hier nicht um Empfindungen! Jene, die sich gegen sprachliche Diskriminierung aussprechen, sind noch immer in der Minderheit. Der Satz »Man traut sich ja kaum noch etwas zu sagen« ist paradox. Denn er sagt ja etwas, nämlich, dass man die Debatte nicht führen will.

Martenstein: Wissen Sie, was mit Leuten passiert, die vorschnell als Rassist diffamiert werden? Ich glaube, dass Sie mit Ihrer ausschließlichen Zuweisung von Rassismus an Weiße selber in die Nähe von Rassismus geraten. Das betrifft auch die Stelle in Ihrem Buch zur Kölner Silvesternacht. Damals gab es 1200 Anzeigen von Frauen wegen sexueller Übergriffe. Sie schreiben darüber seitenweise, regen sich über das »Racial Profiling« gegenüber arabisch aussehenden Männern auf. Das, was den Frauen widerfahren ist, erwähnen Sie mit einem Satz.

Arndt: Ich freue mich, dass nun auch Sie sich für die MeToo-Debatte starkmachen. Natürlich müssen wir darüber reden, was mit Frauen passiert, die von Männern, ob weißen oder Männern of Color, sexistisch belästigt werden. Das schreibe ich in meinem Buchkapitel über Racial Profiling. Hier geht es aber um institutionellen Rassismus.

Martenstein: Die Polizei lag mit ihrer Einschätzung doch richtig.

Arndt: Nein. In jener Nacht gab es zwar zahlreiche Straftäter. Der Generalverdacht wurde aber gegen alle erhoben, die aus einem weißen Blick wie ein Nafri aussehen. Eigentlich meint Nafri Nordafrikanische Männer. Bei der Polizeiarbeit in Köln waren letztlich alle Männer of Color gemeint.

Martenstein: Manchmal sind Sie also durchaus gegen Generalverdacht. Würden Sie es auch als Racial Profiling bezeichnen, wenn das Buch einer schwarzen Lyrikerin nicht von einer weißen Frau übersetzt werden darf?

Arndt: Nein. Racial Profiling ist ein Begriff aus der Polizeiarbeit. Übersetzungen sind ein ganz anderes Metier. Warum nicht dem Bedürfnis nachkommen, dass Autor*innen von einer Person übersetzt werden möchten, die genau weiß, was bestimmte Nuancen bedeuten?

ZEIT: Herr Martenstein, schreiben Sie bewusst aus der Perspektive des »alten weißen Mannes«?

Martenstein: Nein. Ich schreibe, wie die meisten Autoren, aus meiner eigenen Perspektive – über Themen, die mich bewegen. Wieso das eine Provokation darstellt und für wen, müssten Sie mir erklären. Aber ich habe mich daran gewöhnt, dass Menschen wie ich jeden Tag in den Medien geschmäht werden. Meine Prämisse ist: Menschen dürfen für alles kritisiert werden, was sie sagen und tun. Aber nicht dafür, was sie sind.

ZEIT: Frau Arndt, können Sie das nachvollziehen? **Arndt:** Es trifft den Kern dessen, was wir hier besprechen. Viele leben im Selbstverständnis, immer gegen Rassismus gewesen zu sein. Plötzlich wird dieser Glaube dadurch erschüttert, dass einer Person gesagt wird, dieses oder jenes sei rassistisch. Statt Irritation und Scham zuzugeben, wechseln viele in einen Verteidigungsmodus. Weiße heterosexuelle Männer haben die höchste Definitionsmacht. Hier heißt es, ein Privileg anzuerkennen und aufzugeben.

ZEIT: Sie sind eine weiße Autorin und schreiben über Rassismus.

Arndt: Ich musste auch einen Lernprozess durchmachen! Zu Beginn meiner Zeit als Hochschullehrerin vor 30 Jahren haben mich Schwarze Studierende auf Rassismus in meiner Sprache hingewiesen. Ich war erst empört. Allmählich begann ich, mich mit der Geschichte von rassistischen Wörtern zu beschäftigen.

ZEIT: War dieses Streitgespräch hilfreich für Sie beide?

Arndt: Ja. Ich justiere im Streit gerne meine Argumente.

Martenstein: Ich habe doch einiges gelernt, was ich nicht wusste. Zum Beispiel, dass ich stets die Definitionsmacht über andere hatte. Schade, dass ich so wenig draus gemacht habe.

Das Gespräch moderierten
Jana Hensel und Martin Machowcz

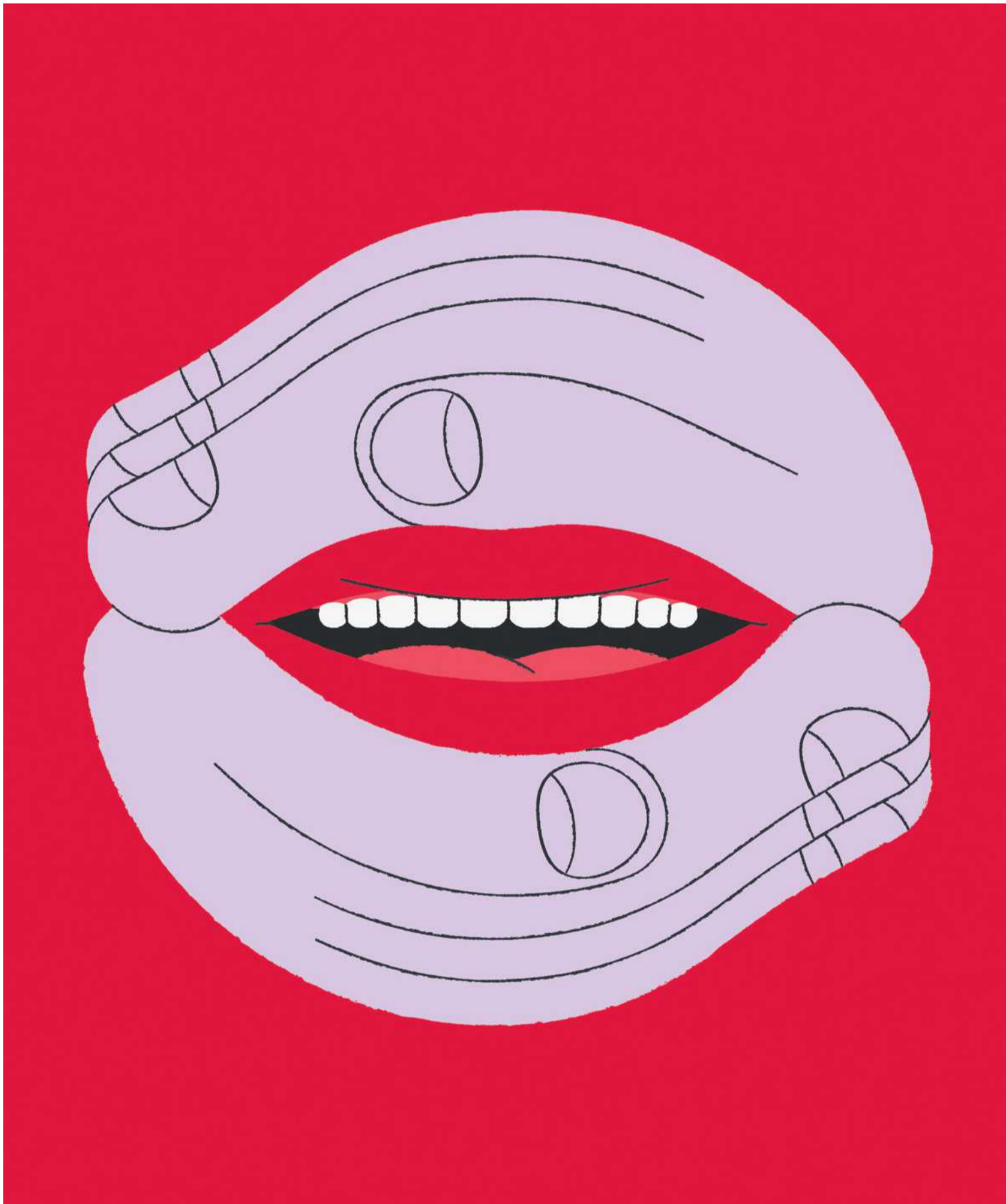


Illustration: Martin Nicolaisen für DIE ZEIT, KI-Foto: dpa, privat



Susan Arndt, 54, lehrt anglophone Literaturen und Kulturwissenschaften an der Uni Bayreuth



Harald Martenstein, 68, ist preisgekrönter Journalist, Autor und Kolumnist des ZEITmagazins